



Wahrzeichen einer Einhorn-Apotheke in Lyon, 18. Jahrhundert

Wundarznei

Silberne Reiseapotheke im Felde

Von Heike Haß / »Excellent! Marvellous! Formidable!« Vor allem die internationalen Besucher des Deutschen Apotheken-Museums begeistern sich für die glänzende Reiseapotheke aus Ebenholz. Das kostbare Einzelstück mit seinen silbernen und gläsernen Gefäßen, mit Beschlägen und rotem Samtfutter prunkt seit 1962 im Museum.

Erworben wurde das Kleinod mit den zierlichen Maßen (Breite 31,5 cm, Tiefe 23 cm, Höhe 20 cm; Abbildung 1) von Werner Luckenbach, Museumskurator von 1955 bis 1982. Doch bis heute birgt es Geheimnisse.

Wie alt ist das schöne Objekt? Ein pinienförmiges Beschauzeichen auf dem Boden der silbernen Gefäße weist auf die Stadt Augsburg und die dort ansässigen Gold- und Silberschmiede hin (Abbildung 2). Zwischen 1640 und 1645 muss demnach der Feingehalt des Edelmetalls geprüft worden sein. Schöpfer kann nach der Meistermarke HL nur Johannes II Leucker sein. Er führte diese Marke als zweites Meisterzeichen ab 1641. Leucker entstammte einer bedeutenden Goldschmiedefamilie und starb 1666. Das setzt einen »Terminus ante quem«. Die Reiseapotheke muss zwischen 1641 und 1666 entstanden sein.

Was sagt der Inhalt aus?

Aufgrund der 14 silbernen und gläsernen Gefäße mit Aufschriften pharmazeutischer Substanzen erweist sich das Objekt eindeutig als Reiseapotheke. Von den acht gut lesbaren Aufschriften zeigen sechs einen Zusammenhang mit der Wundbehandlung. Dies spricht für einen tatsächlichen Einsatz als persönliche Feldapotheke, die der Besitzer auch auf Reisen und zu Hause nutzte.

Als besondere Mittel der Wundbehandlung sind Unguent[um] Basilic[on], Balsam Arc[aei], Camphor, Oxymel, Sa[...]ch Saturnin[...], Spir[itus] Scillae, Butyr[ium] Antimon[ium] und in einem großen Glasgefäß Alumen ustum zu nennen. Die Mittel zeichnen ein gutes Bild der damaligen Akutversorgung. Mit wässriger Honiglösung (Oxymel) und Meerzwiebeleessig (Spiritus Scillae) wurde die Wunde gerei-

nigt und »geätzt«. Obwohl Bakterien unbekannt waren, »desinfizierte« man die Wunden und säuberte sie mechanisch und chemisch. Denn aus Erfahrung wussten Feldschere und Chirurgen, dass Fremdkörper den Heilungsprozess stören können.

Kampfer und Antimonbutter (Butyrium Antimonium) dienen als stärker wirksame Antiseptika und Ätzmittel. Daneben schrieb man dem Kampfer in Salben, Pflastern, in Essig, Weingeist oder Äther in kleineren Mengen beruhigende und in größeren Mengen anregende Wirkung zu. Er war als läh-



Abbildung 2: Auf dem Gefäßboden sind Meisterzeichen (HL) und Beschauzeichen (Pinienzapfen) angebracht. In der Mitte: Herstellungsspuren

mungswidrig und krampfstillend bekannt und fand bei Krankheiten des Darms, des Herzens und der Atmung innerlich, bei Zahnschmerzen, Typhus und »Brand« äußerlich Anwendung. Antimonbutter war auch ein starkes Brechmittel.

Dann wurde die Wunde mit zähen Salben bedeckt. Man hielt Luftabschluss für eine gute Heilungsmethode! Dazu dienten die harzreiche Königssalbe (Unguentum Basilicon), die Elemisalbe (Balsam Arcae) sowie das bleihaltige Saturnin. Oxymel kam auch als Bestandteil von Unguentum aegyptiacum vor. Dies war eine der sechs wichtigen Wundsalben, die der Feldscher, der die Truppen begleitete, immer dabei haben sollte. Der aus Hilden stammende Chirurgus und Medicus Wilhelm Fabry (1560 bis 1634) empfiehlt als Inhalt der Bindbüch Unguentum Basilicon sowie weiße Salbe nach Rhazes, rote Salbe de Minio, Unguentum Apostolorum, Guldensalbe und Unguentum aegyptiacum (Abbildung 3). In der Bindbüch sollen silberne chirurgische Geräte sein, »da die eisernen den Patienten zu sehr erschrecken würden«.

War die Wunde schon auf dem Weg der Heilung und geschlossen, konnte man die Narbenbildung mit gebranntem Alaun (Alumen ustum) verstärken. Stellte sich aber ein »Brand« ein, musste die Prozedur des Ätzens und Abdeckens mit gegebenenfalls stärkeren Salben fortgesetzt werden. Eine gute Quelle ist Fabrys Schrift vom kalten und heißen Brand.



Abbildung 1: Die schöne Reiseapotheke mit ihren silbernen Gefäßen und Zubehör wie Aderlassschale, Mörser mit Achatpistill, Sonden, Spatel, Aderlassschneppern und Hohlnaß

Zudem führte der Besitzer der Reiseapotheke ein herzstärkendes Aqua cordialis und ein Mittel gegen die Pest mit sich: das auf Paracelsus (1493 bis 1541) zurückgehende Elixir proprietatis. Es enthält ein Pulver aus Aloe, Myrrhe und Crocus, das in Spiritus Vini gelöst zu einem roten Spiritus destilliert wird, wie die Pharmacopoea Augustana von 1646 in vielen Varianten berichtet. Paracelsus war selbst als Chirurg in verschiedenen Kriegen tätig und konnte aus eigener Erfahrung in der »Großen Wundarznei« berichten. Er war mit seinen stark ätzenden Antimonpräparaten für seine harte Linie bekannt, während Wilhelm Fabry, der trotz seines kriegerischen Umfelds nie als Mediziner zu Felde gezogen war, auf sehr milde Arzneien Wert legte.

Zivile Zweitverwendung denkbar

Eine zivile Zweitverwendung ab der Mitte des 18. Jahrhunderts ist zu vermuten, da die Dreierkombination aus Markgrafpulver, Schwarzem und Antispasmodischem Pulver in dieser Zeit typischer Bestandteil der Reiseapotheken wird. Auf einen zivilen Kontext weist der Zusatz »Schwarzes Kinderpulver« auf der sorgfältig mit Papier bezogenen Spanschachtel. Darin befindet sich ein nicht so starkes, eben für Kinder geeignetes, mit Lindenholz geschwärztes Pulver, auch Pulvis epilepticus niger genannt. Es fand nicht nur bei Epilepsie, sondern bei Zittern, Erkältungen, Übelkeit und überhaupt »plötzlichen Schrecknissen« Anwendung. Das Mittel enthält zahlreiche Bestandteile aus den drei Naturreichen, unter anderem Einhorn und Bernstein.

Zur Zweitausstattung der silbernen Apotheke gehören auch zwei Holzgefäße mit den Substanzen Diagrydium und Aethiops sowie ein Spanschächtelchen mit dem gängigen Abführmittel Rhabarberpulver. Aethiops, zumindest wenn es sich um den mineralischen handelt, wurde vielseitig bei Tumoren, alten Wunden, Fisteln, Kräutze, Quartanfieber und bei Würmern eingesetzt.

Bei all diesen Überlegungen ist nicht auszuschließen, dass der Kunsthändler in den 1960er-Jahren die deutlich jüngeren Gefäße der alten Reiseapotheke willkürlich hinzufügte.

Wem gehörte die Reiseapotheke?

Leider trägt die Reiseapotheke keine Widmung, wie zum Beispiel das Vergleichsstück in München im Bayerischen Nationalmuseum, das Carl August Markgraf von Brandenburg (1679 bis 1754) gehörte. Es gibt auch keine literarischen Quellen zu den Auftraggebern und Besitzern. Das Bildprogramm spricht für eine höher ge-

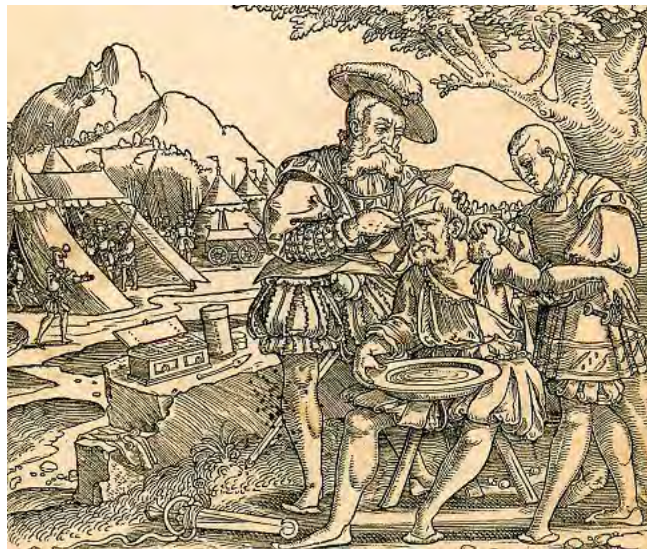


Abbildung 3: Das Feldbuch der Wundarznei (1517) von Hans Gerssdorff zeigt den Feldscher und seinen Gehilfen bei der mobilen Erstversorgung. Das Bindbüchlein mit den sechs Salben sowie den Geräten liegen zu seiner Rechten.

stellte Persönlichkeit aus dem militärischen Umkreis, vielleicht einen Feldherren oder sogar Fürsten des Dreißigjährigen Krieges (Abbildung 4).

Der dargestellte Waffenschmuck lässt keine landestypischen Spezifika erkennen. Die Waffen könnten in allen europäischen Ländern gebraucht worden sein. Nur der Krummsäbel verweist in die Türkei. Die Waffen sind über einem Zentrum, das wahlweise von Trommeln, Schilden, Kürass, Beinschutz oder Handschuhen gebildet wird, gekreuzt, und so zu einem überschaubaren Haufen geordnet. Sie sind der leichten und schweren Kavallerie sowie der Infanterie zuzuweisen. Es handelt sich um Piken und Helmbarten (Hellebarden), Morgenstern, Schilde und Bogen, aber auch Musikinstrumente, Fackeln und Banner für das Fußvolk, Lanzen und schmuckreiche Helmbarten, Schwerter, Tartschen und Beinschienen für die berittenen Kräfte.

Auch die Helme gehörten zu unterschiedlichen Abteilungen: der Helm mit geschlossenem Visier zur Reiterei, der offene Morion-Helm eher zum Fußvolk. Diese sehr gehobene Ausrüstung ist bei den einfachen Landknechten und Pikenieren (Pikenträger) dieser Zeit realiter kaum zu erwarten.



Abbildung 4: Der Waffendekor auf den seitlichen Klappen und den Schüben verdeutlicht den Stand des Besitzers und spielt auf den Sieg der Pharmazie an.

Handfeuerwaffen wie Pistolen und Arkebussen sind nicht abgebildet. Es wird ein eher altertümliches, aber ruhmreiches Bild mit den erbeuteten Waffen gestaltet. Vorbilder für diese »Panoplia« genannte Waffenanhäufung sind auf dem Augusteischen Ehrenbogen in Orange zu finden und auf einem Prunkschild im Metropolitan Museum. Die Panoplia der Reiseapotheke befinden sich auf den Schüben der Frontseite und den beiden Innenseiten der seitlichen Klappen (Abbildung 1). Überall wurden unterschiedliche Anhäufungen inszeniert, nur die auf den seitlichen Klappen und die auf den unteren zwei Schüben sind gleich.

Die kriegerische Gestaltung weist nicht nur auf den Beruf des Besitzers oder die Nutzung der Apotheke im Felde hin. Vielmehr deutet sie auch den Sieg der Pharmazie über die Krankheit und sogar Todesgefahren an. /

Literatur

- Luckenbach, W., Renaissance Feld- und Reiseapotheke. Pharm. Ztg. 108, Nr. 40 (1963) 1354.
 Huwer, E., Das Deutsche Apotheken-Museum. Schnell und Steiner, Regensburg, 2. Aufl., 2008, 204ff.
 Dt. Apotheken-Museum, Mappe mit Korrespondenz und weiterführender Literatur.

Der richtige Riecher

Ein »Bisamapfel« bei Hildegard von Bingen?

Von Anne Roestel, Heidelberg / Seit jeher verbinden Menschen einen angenehmen Duft mit Gesundheit, Attraktivität und Wohlergehen, Gestank mit Krankheit und Elend. Auch die frühere Darreichungsform des Bisamapfels setzte ganz auf Wohlgeruch. Ein frühes Zeugnis dafür findet sich bei Hildegard von Bingen.

Bisamäpfel sind mit Duftstoffgemischen gefüllte Riechkapseln, die zum Schutz der Gesundheit als Halskette, am Gürtel oder am Rosenkranz getragen wurden. Ihr Gebrauch ist in Europa erst seit dem Spätmittelalter häufiger nachzuweisen. Dies zeigt sich nicht nur in der Rezeptliteratur, sondern auch in bildlichen Darstellungen und Zeugnissen des Kunsthandwerks.

Der Bisamapfel war Schmuck, Statussymbol, kosmetische Zutat und Arznei in einem. Seine zunehmende Beliebtheit



Bisamapfel-darstellung nach Adam Lonitzers Kräuterbuch, Ulm 1737, S. 741

steht im Zusammenhang mit der spätmittelalterlichen Miasmenlehre und dem sogenannten »Pariser Pestgutachten«. Der Bisamapfel mit seinen aromatischen Ingredienzien hatte eine medizinische Doppelfunktion: Er sollte dem schädlichen »Miasma« entgegenwirken und die inneren Organe seines Trägers stärken. Aus heutiger Sicht also eindeutig ein Mittel der Prävention.

Zum individuellen Schutz

Der Bisamapfel unterscheidet sich von anderen aromatischen Präparaten dadurch, dass die Heilwirkung allein auf den Geruch zurückgeführt wurde. Die Zutaten wurden also weder eingenommen noch äußerlich auf die Haut aufgetragen. Der Geruch wurde auch nicht gezielt eingesetzt wie beispielsweise bei vaginalen oder in die Atemwege eingeleiteten Räucherungen. Man trug das Gefäß mit sich herum und roch gelegentlich daran. Somit zielt seine Anwendung auf die indivi-

duelle Prävention und entspricht typologisch – als Schutz spendender Anhänger – dem Amulett.

Sowohl die lateinische Bezeichnung pomum ambrae als auch die frühneuhochdeutsche Bezeichnung Bisemapfel weisen auf die duftenden Inhaltsstoffe hin. Ambra (arabisch al-anbar) bezeichnet ein Stoffwechselprodukt des Pottwals (ambra grisea; in der lateinischen Tradition bisweilen gleichgesetzt mit ambra, Bernstein). Bisem (hebräisch Besem) ist das Duftsekret von Moschustieren. Beide sind wichtige und als höchst wirksam erachtete tierische Bestandteile des Bisamapfels.

Die Formbezeichnung Apfel oder pomum verweist metaphorisch auf eine Tradition, die dem Duft des Apfels belebende und herzkärkende Wirkungen zusprach.

Bisem-Rezept bei Hildegard

Der früheste namentliche Beleg eines pomum ambrae in Europa datiert in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. König Balduin IV von Jerusalem ließ 1174 einen solchen dem Kaiser Friedrich Barbarossa als

königliches Geschenk überbringen. Diese Überlieferung spricht dafür, dass es sich bei dem pomum ambrae um eine ursprünglich arabisch-persische Kulturentlehnung handelte.

Möglicherweise war der Bisamapfel jedoch schon früher in Europa bekannt. Ein dahingehend deutbares Rezept findet sich in den »Causae et curae« der Hildegard von Bingen in einer Diätanweisung. Inhaltsstoffe dieses »Bisamapfels« sind Bockshornklee, Muskatnuss, Moschus und geröstete pulverisierte Welsleber. Diese sollten in einen Beutel genäht und zum Erhalt der Gesundheit immer am Körper getragen werden.

Die Zutaten Moschus und Muskatnuss deuten auf die orientalische Herkunft dieses Rezepts hin. Dagegen gehören Welsleber und Bockshornklee zu den einheimischen Abwehr- und Signaturmitteln. Eine eigenwillige Zusammenstellung! Der Urheber der Rezeptur leitete den Stärkungseffekt zum einen aus dem humoralpathologisch und apotropäisch (Unheil abwehrend) wirkenden (Wohl-)Geruch, zum anderen aus der medizinischen Simile-Magie ab. Diese hatte seit dem Frühmittelalter ihren Platz in der Klosterpharmazie und wurde in der »magiebegeisterten« Renaissance unter anderem durch Paracelsus wiederbelebt.

Der Simile-Effekt lässt sich an der Welsleber erklären. Der Wels, ein einheimischer Flussfisch, zeichnet sich nach Plinius durch eine übermäßige Gefräßigkeit aus. Man schloss daraus, dass der Fisch über eine besonders funktionstüchtige Leber zur Verdauung verfügen musste, deren Ei-

genschaften qua »Fernübertragung« nun die menschliche Leber stärken sollten. Der Bockshornklee, bei Hildegard auch anderweitig therapeutisch eingesetzt, hat nach ihrer »Physica« ein starkes Aroma, das sowohl den bösen Geist vertreiben (malignus spiritus abhorret) als auch bei »Geisteskranken« (quis [...] insanire videtur) den krankheitsverursachenden innerlichen feuchten Rauch (malum fumum [...] humidum) besänftigen sollte.

Moschus und Muskatnuss sollten günstig auf Herz und Gehirn einwirken. Moschus galt in der byzantinisch-arabi-



Pestkugel aus Silber, 17. Jahrhundert

Foto: Schweizerisches Pharmaziehistorisches Museum, Basel

schen Überlieferung als giftwidrig, vor allem aber als Mittel gegen Kopfkrankheiten und die Symptome der Melancholie. Auch die Muskatnuss eignete sich als Antimelancholicum. Laut Hildegards Physica soll sie die Bitterkeit des Herzens und des Gemüts beschwichtigen.

Die Gewürze und damit auch die Muskatnuss beurteilt Hildegard in den Causae et curae allerdings als Drogen, die bei unvorsichtigem oder übermäßigem Gebrauch schädlich sein können. Damit hat sie auch aus heutiger Sicht recht. Die Anwendung als Geruchsmittel dürfte »schonender« gewesen sein.

Hildegards »Bisamapfel« ist also ein sanftes diätetisches Stärkungsmittel zur

Langzeitanwendung, in dem antike, orientalische und einheimische Traditionen zusammenfließen. /

Literatur

- Hildegardis Bingensis Physica. Straßburg 1533.
Hünemörder, C., Wels. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. VIII, München 2002, Sp. 2154.
Kaiser, P. (Hrsg.), Hildegardis Causae et Curae, Leipzig 1903.
Matuschka, M. E. Graf von, Moschus. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. VI, München 2002, Sp. 859.
Meininghaus, H., Habrich, Chr. (Hrsg.), Aromata. Edle Düfte und Flakons. Stuttgart 1998.
Smollich, B., Der Bisamapfel in Kunst und Wissenschaft. Stuttgart 1983.

Wahlen beim Förderverein

Auf der Tagung des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum e. V. vom 15. bis 17. April 2011 wählte die Mitgliederversammlung den Vorstand. Mit eindeutigem Votum wurde der bisherige fünfköpfige Vorstand im Amt bestätigt. Vorsitzender ist Volker Articus, Husum, sein Stellvertreter Dr. Gerhard Gensthaller, München. Die Geschäftsführung obliegt Rotraud Mörschner, Berlin. Die beiden Beisitzer sind Dr. Christiane Eckert-Lill, Berlin, und Dr. Hartmut Meyer von Froreich, Freiburg.



Panorama-Aufnahme der Offizin im Museumsstandort Schloss Burg an der Wupper

Fotos: HD Rattay, Köln

Neuzugänge

Empire-Offizin der ehemaligen Einhorn-Apotheke Köln

Von Claudia Sachße / Eine vollständig erhaltene Offizin im Empire-Stil wurde kürzlich in den Bestand des Deutschen Apotheken-Museums aufgenommen. Dennoch sucht sie der Museumsfreund in Heidelberg vergebens. Sie bleibt an ihrem bisherigen Standort in Burg an der Wupper.

Die »Rheinisch-Bergischen Apotheken« sind ein wichtiger Teil der Dauerausstellung im Schloss Burg an der Wupper. Mehrere Apothekeneinrichtungen verschiedener Epochen vermitteln die Entwicklung des Apothekenwesens im Rheinisch-Bergischen Raum. 1983 wurde zu deren Unterstützung der »Verein der Freunde und Förderer des Rheinisch-Bergischen Apothekenmuseums im Schloss Burg an der Wup-

per e. V.« gegründet. Hier wird auch die Offizin der ehemaligen Einhorn-Apotheke Köln präsentiert.

Die im Empire-Stil gefertigte Einrichtung besteht aus drei großen Schrankelementen und dem Rezepturtisch. Sie wurde um 1830 ursprünglich für die »Alte Apotheke« in Siegburg gefertigt. 1867 übernahm sie die Adler-Apotheke in Hennef, wo sie bis 1948 stand.

1949 ging sie schließlich in den Besitz von Wilhelm Franke von der Kölner Einhorn-Apotheke über. Die 1643 gegründete Apotheke befand sich nach einigen Orts- und Besitzerwechseln seit 1847 in der Glockengasse in Köln. Nach der Zerstörung des Gebäudes im Zweiten Weltkrieg richtete Franke sie im »Dischhaus« in der Herzogstraße mit der aus Hennef angekauften Offizin neu ein. 1959 übernahm der Apotheker und Sammler Alfred Steger die Einhorn-Apotheke und das Mobiliar. Nach deren Schließung 1982 übergab Steger die Einrichtung zusammen mit einigen Objekten aus seiner privaten Sammlung an den Förderverein des Rheinisch-Bergischen Apothekenmuseums.

Die Deutsche Apotheken Museum-Stiftung konnte nun die Offizin und die darin präsentierten Sammlungsobjekte in ihren Besitz übernehmen. Ermöglicht wurde

dies durch die Initiative von Dieter Fuxius, Vorsitzender des Fördervereins des Apothekenmuseums in Schloss Burg, der ein gezieltes Zusammenwirken des Vereins, der Stiftung Deutsches Apotheken-Museum und der Apothekerkammer Nordrhein koordinierte. Ihm und dem stellvertretenden Vorsitzenden Hans Ulrich Wegmann gilt unser herzlichster Dank für die Übergabe ihres jahrzehntelang professionell und erfolgreich betreuten Glanzstücks in den Besitz der Stiftung Deutsches Apotheken-Museum.

Gleichermaßen herzlich sei Lutz Engelen und Dr. Stefan Derix, Präsident und Geschäftsführer der Apothekerkammer Nordrhein, für ihre Bereitschaft zur Überlassung der Einrichtung gedankt.

Lindgrün mit Blattgold

Eine noch von Alfred Steger beauftragte Restaurierung der Offizin ergab fünf Übermalungen! Die ursprüngliche lindgrüne Fassung wurde wiederhergestellt und die Kapitellen und Hohlkehlen mit Blattgold überzogen.

Der Rezepturtisch zeigt an der geschlossenen Vorderseite ebenfalls die Originalfassung. An der mit zahlreichen Schubladen versehenen Rückseite wurde die letzte Überfassung der Offizin in dunklem Grün und Beige belassen. Schrankkorpus und Schubladen sind aus Tanne gefertigt, die Türen, Verzierungen und Säulchen aus Ahornholz. Der größte der drei Schränke ist mittig und an den Seiten mit Spiegeltüren verkleidet.

Die Repositorien (Regale) füllen über 400 Glasstandgefäße sowie etwa 70 Porzellan- und Milchglasgefäße mit Goldrandverzierung des 19. und älteren 20. Jahrhunderts aus der Betriebszeit der Einhorn-Apotheke.



Apotheker Alfred Steger in der Offizin der Einhorn-Apotheke (Aufnahme vor 1982)

Foto: Govi-Verlag



Sirupkanne für »S. granati« – Granatapfelsirup (Italien, 18. Jahrhundert)

Zu den weiteren Sammlungsraritäten zählen mehr als 20 deutsche, italienische, spanische und niederländische Fayencen (Abbildung oben) sowie Schaugefäße aus Hyalithglas.

Raritäten im Sammlungsbestand

Herausragend ist auch das Wahrzeichen, das ehemals eine Einhorn-Apotheke in Lyon zierte. Die aus Holz gearbeitete Skulptur aus dem 18. Jahrhundert zeigt das Haupt eines Einhorns bis zum Hals, flächig mit Blattgold belegt (Titelbild). Die Augen sind mit Glas eingelegt, die filigrane Mähne ist aus Blei gefertigt.

Zu den sehr selten überlieferten Druckschriften der Sammlung gehören unter anderem ein Kräuterbuch von Pietro Andrea Matthioli (1678) und »La Botanique« von

Jean Jacques Rousseau mit Tafeln von Pierre Joseph Redoute (1805).

Bei den zahlreichen Mörsern sticht ein holländischer Prunkmörser aus dem 16. Jahrhundert hervor. Ebenfalls herausragend: eine Standuhr im Louis-Seize-Stil des jüngeren 18. Jahrhunderts. Den mehr als 550 Objekte umfassenden Bestand ergänzen eine italienische Tarierwaage, ein reich verziertes Einsatzgewicht, verschiedene Rezepturgeräte, Haus- und Reiseapotheeken sowie Drogen- und Chemikalien-Lehrsammlungen.

Der Übergang der Objekte in den Bestand des Deutschen Apotheken-Museums bedeutet keineswegs, dass die Offizin nun ausgebaut und nach Heidelberg verbracht wird. Ganz im Gegenteil: Sie soll weiterhin im Kontext der Rheinisch-Bergischen Apotheken als Dauerleihgabe erhalten bleiben und kann im Museum Schloss Burg besichtigt werden. /

Literatur

Fuxius, D., Rheinisch-Bergische Apotheken auf Schloss Burg. Govi-Verlag 1982.

Weitere Informationen:

Schlossbauverein Burg an der Wupper e. V., Schlossplatz 2, 42659 Solingen, Tel. 0212 2422-626, <http://www.schlossburg.de>.

Impressum

»Deutsches Apotheken-Museum« ist eine Beilage der Pharmazeutischen Zeitung.

Redaktions- und Verlagsanschrift: Pharmazeutische Zeitung, Carl-Mannich-Straße 26, 65760 Eschborn, Telefon (0 61 96) 9 28-2 72 Fax (0 61 96) 9 28-2 75

Verantwortlich für den Inhalt: Daniel Rücker, Chefredakteur der Pharmazeutischen Zeitung
Redaktion: Apothekerin Brigitte M. Gensthaler

Layout: Klaus Gilbert
Abbildungen: Deutsches Apotheken-Museum (wenn nicht anders gekennzeichnet)

Erscheint zweimal im Jahr.
Weitere Angaben im Impressum der Pharmazeutischen Zeitung

Olivenöl im Alten Orient

Bestes Feinöl nur für den Kult

Von Gisela Stiehler-Alegria, Neu-Isenburg / Die EU unterscheidet heute zwischen neun Güteklassen für Olivenöl. *Olivae oleum* DAB 1996 ist das durch die erste Kaltpressung gewonnene, fette Öl der reifen Steinfrüchte von *Olea europea* und gehört sicher zu den besten. Unterschiedliche Qualitätsstufen nutzten im alten Orient nicht nur die Konsumenten, sondern auch Kult und Medizin.

Paläobotaniker vermuten, dass sich der »wilde« Olivenbaum ausgehend von den Hügeln des oberen Tigris in der Levante verbreitete, denn dort sind sowohl die Wildform *Olea Oleaster* als auch eine im 4. Jahrtausend veredelte Kulturform heimisch. Die Olive gehört zu den ersten Baumfrüchten, die zwischen Taurus und Sinai kultiviert wurden. Dort zählten sie gemeinsam mit Getreide und Gemüse zu den Grundnahrungsmitteln.

Die frühesten textlichen Erwähnungen des »Ölbaums« und seiner Produkte stammen aus den antiken Stadtstaaten Ebla und Ugarit (Nordwest-Syrien). Weinberge und Olivenhaine bildeten hier seit dem 3. vorchristlichen Jahrtausend gewinnträchtigen Grundbesitz. Im nahen Aleppo hatten sich Zentren der Ölgewinnung und des Ölhandels etabliert. Archaische Handsteinpressen und Steingewichte wurden von effizienteren Konstruktionen abgelöst. Eine in Ugarit entdeckte Olivenölpresse beweist, dass man schon vor 4300 Jah-

ren über schweres Gerät zum mechanischen Zerstampfen und Pressen verfügte und das austretende Öl in gestaffelten Bassins auffing. Mit ähnlichen Geräten arbeitete man noch im 7. Jahrhundert vor Christus in der Philisterstadt Ekron.

Hethitische Texte aus der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. beschreiben verschiedene Methoden der Ölgewinnung. Die Oliven wurden zerquetscht, und der Brei mit kochendem Wasser vermischt, um das Öl abzuschöpfen. Das Öl konnte aber auch mittels mechanischer Pressung – mit oder ohne Hitze – aus dem entstandenen Brei extrahiert werden.

Teures Öl als Handelsware

Durch Wirtschaftstexte und Steuerbuchungen (Ölsteuer!) sowie Rationenlisten und Berichte über Handelskarawanen sind wir mit den Praktiken des Ölkonsums vertraut. Damals wurden Arbeiter mit Naturalien entlohnt, und über die Art und Menge der Zuteilung führte man Buch.

Die sogenannten »Hethitischen Gesetze« legten im 16. Jahrhundert v. Chr. sogar Preise fest: 1 zippattani (Messbecher mit vermutlich 0,4 l) Feinöl sollte 2 Sekel Silber kosten. Für diese Summe konnte man die doppelte Menge Butter oder Honig oder zwei Lämmer kaufen. Äquivalente Wert-



Aufsicht und Seitenansicht eines konusförmigen Warenbegleitscheins aus Ugarit. Ton, 3,5 bis 4 cm. Fotografie Fig. 8 aus C. Schaeffer 1934.

stellungen nennt ein zeitgleich entstandener Wirtschaftstext aus Ugarit, in dem fünf Krüge Olivenöl à 10 Litern 20 Lämmern entsprechen.

Den fünffachen Preis von Wein erzielte Olivenöl im 18. Jahrhundert v. Chr. in Mari, einer Königsstadt am mittleren Euphrat. Im dortigen Palastbereich stießen Ausgräber auf ein Magazin mit Ölkrügen. Das aus Aleppo gelieferte Olivenöl wurde in palast-eigene Keramikgefäße umgefüllt und die leeren Behälter zurückgeschickt.

Inhalt und Herkunft der Krüge hat man mittels Aufschrift und Stempelabdruck auf »Warenbegleitscheinen« vermerkt, die Schnurlöcher zur Befestigung trugen. In Ugarit fand man solche konusförmige Tonstücke noch in situ verschnürt an den Verpackungen. »143 Krüge Öl von Ahi-malku, dem Marabiten« lautet beispielsweise die Beschriftung des Tonkonus RS 16.125., während die gesiegelte Plombe RS 23.360. besagt: »Siegel und Sohn von Quatanu, 1 Ölkrug«.

Obwohl in Südmesopotamien (Babylonien) keine Oliven gediehen – sie waren immer teures Importgut –, war die Pflanze gut bekannt. Die lexikalische Liste HAR.RA-hubullu bezeichnete mit GISzertu den Olivenbaum (Holz und Frucht), mit Ì.GIS šamnu das extrahierte Öl. Erst in spätbaby-



Der Keramikkrug zum Öl- oder Weintransport, 53 cm hoch, ist heute im Louvre Museum ausgestellt. Es ist einer von 80 Krügen aus dem Depot von Minet el-Beida, dem Hafen der antiken Königsstadt Ugarit. Syrien, Mitte 2. Jahrtausend v. Chr.

Foto: Stiehler-Alegria

lonischer Zeit tauchte das aramäische Lehnwort *l.GIS za-a'* auf. Auch für die Krüge und Flaschen, in denen das Öl bei Tisch serviert wurde, gab es eine spezielle Benennung. Welches Gefäß damit bezeichnet wurde, ist noch unbekannt.

Für Kult und Heilkunde

Unter »bestes Feinöl« *l.SAG.DÜG.GA*, das in Behälter aus Teig gefüllt und nur bei religiösen Festen und Opferritualen kredenzt wurde, verstand man im Vorderen Orient allgemein das der Olive. Hethitische Quellen nennen Öle neben Wein, Butter und Schmalz als wichtige Opfergaben. So wird beispielsweise das Eintunken des Brots in

Olivenöl als Höhepunkt im Festrival für die Göttin Ningal geschildert.

In der Heilkunde, bei Beschwörungsritualen oder bei der zeremoniellen Salbung des Königs nahm man das Feinöl *l.DÜG.GA*. Damit salbte man auch das Haupt der Braut, das der Gebärenden beim Geburtsritual und schließlich das des Toten.

Gegen Augenleiden kam ein Sud aus getrockneten Olivenblättern zur Anwendung. Ansonsten konnte Olivenöl pur als Heilmittel oder als Arzneiträger dienen. Es war Basis für Einreibungen. Vor allem aus spätbabylonischer Zeit sind Rezepturen für Salben und Lotionen zur Heilung eiternder und entzündeter Hautkrankheiten überliefert.

Die hier vorgestellte Rezeptur BM 79244 war für ein Krankheitsbild namens *rišūtu* bestimmt. Dieses Leiden ging mit einem fischschuppenartigen Hautbild einher. Die Zubereitung enthielt neun Bestandteile, von denen je 2 *gín* (1 *gín* = 8,33 g) in zwei Liter Wasser gekocht wurden. Dann gab man 1 *seah*-Maß Olivenöl zu. Zweimal täglich sollte die Salbe auf die wunden und geröteten Hautstellen gerieben werden, die man zuvor heiß abzuwaschen hatte. Unter den Ingredienzien finden sich Myrrhe, Wacholder, Wachs, roter Lehm, geröstetes Alaun, und, neben nicht näher bestimmbarer Droge, noch gelber Schwefel. /

Lange Nacht der Museen

Klänge mit und ohne Rezept

Von Heike Haß / *Scheppernde Pferdewagen, schreiende Mägde und fluchende Kurfürsten – und das auf dem Heidelberger Schloss? Geräuschvoll startete die Lange Nacht der Museen am 9. April im Heidelberger Schloss.*

Unter dem Motto »Klangerlebnis Schloss« empfingen Musik, Lärm und viele Aktionen die Besucher im Schlosshof. Mit Aktionen zum Anfassen, Hören und Mitmachen begeisterte das Deutsche Apotheken-Museum bis nachts um 2 Uhr rund 3000 Besucher!

Dorische, phrygische, lydische und mixolydische Klänge lockten die Gäste an vier Glockenspiele. Hier konnten sie sich typgerecht beraten lassen, welche Tonleitern die Gesundung beflügeln. Das richtete sich wie in der Antike nach dem Vier-Säfte-Schema. Ob Choliker, Phlegmatiker, Melancholiker oder Sanguiniker: Viele Gäste

ließen sich von den Klängen in gute Stimmung versetzen.

Beim Schüttelquiz testeten die Besucher ihre Ohren. Klapperten in den acht Kruken Eierschalen oder raschelten Muscheln oder Eibischwurzeln? Oder stießen gar feinste Knöchelchen aneinander? Wer das Schüttelquiz erfolgreich gelöst hatte, erhielt eine Belohnung – für den Geschmackssinn.

In der Offizin der ehemaligen Hofapotheke Bamberg kurierte ein »Apotheker« die schlimmsten Krankheiten: Was hilft gegen Verliebtsein? Was ist zu tun, wenn

man vergiftet wurde und zufällig König ist? »Erst mal muss ich wissen, welcher Typ Sie sind«, antwortete der »Apotheker« und konsultierte das Vier-Säfte-Schema. Das Spiel war als Theaterstück aufgebaut. Neben den festen Rollen des Apothekers und der Spielleiterin übernahm das Publikum alle anderen Parts und half bei der Vertonung. Hielt die Spielleiterin ein Schild in die Höhe wie »Husten« oder die immer wiederkehrende »Nachtglocke«, waren Geräusche gefordert. Rufe wie »Lauter! Ich höre nichts!« spornten die engagierten Gäste zu Höchstleistungen an.

Ruhe und Entspannung bot der sogenannte Apothekerturm, der sich tagsüber als alchemistisches Labor präsentiert. Bei schummrigen Licht und einer fantasievollen Bildershow lauschten die Besucher einem Vortrag, der von der antiken Bacchanten-Musik bis zum heutigen entspannenden Snoezelen reichte. /



Theaterdonner und Glockenspiel: Die Museumsmitarbeiter Suzanne Trautmann als Spielleiterin und Kerem Yagmur als Apotheker (links) sowie Dorothea Eberhardt in der Schwarzacher Offizin

Fotos: Museum